

Kirche und Gesellschaft

Herausgegeben von der
Katholischen Sozialwissenschaftlichen
Zentralstelle Mönchengladbach

Nr. 122

Der Mensch – Gottes Geschöpf oder Zufallsprodukt?

von Wolfgang Kuhn

Verlag J. P. Bachem

Die Reihe „Kirche und Gesellschaft“ behandelt jeweils aktuelle Fragen aus folgenden Gebieten:

- Kirche in der Gesellschaft
- Staat und Demokratie
- Gesellschaft
- Wirtschaft
- Erziehung und Bildung
- Internationale Beziehungen / Dritte Welt

Die Hefte eignen sich als Material für Schul- und Bildungszwecke.

Bestellungen sind zu richten an die
Katholische Sozialwissenschaftliche Zentralstelle
Viktoriastraße 76
4050 Mönchengladbach 1

Redaktion:
Katholische Sozialwissenschaftliche Zentralstelle
Mönchengladbach

Eine Mutter sei für ihn lediglich eine „Wegwerf-Überlebensmaschine“, so schrieb ein amerikanischer Soziobiologe. Diese „Maschine“ wäre zudem von der Natur so programmiert, daß ihr Sinnen und Trachten ganz auf das Hervorbringen von Nachkommen gerichtet sei, denen sie ihre Erbanlagen, ihre Gene weitergibt.

Ein deutscher „Wissenschaftsjournalist“ kommentierte dieses dürftige Biologen-Bild vom Menschen, indem er bemerkte, er fände Spekulationen solcher Art immerhin interessant: daß nämlich der menschliche Körper nur eine „Verpackung“, eine vorübergehende Umhüllung für die „eigentliche Nutzlast“ darstellt – seine Keimzellen nämlich mit den darin enthaltenen allein wertvollen Erbanlagen, die es an die kommende Generation weiterzugeben gilt.

Derartige Äußerungen machen verständlich, warum der bekannte französische Evolutionsbiologe P. P. Grassé bereits vor einigen Jahren in einem Interview meinte, manche Biologen stünden heute der Nazi-Ideologie viel näher, als sie es wahrhaben wollten. Tatsächlich erinnern die zitierten Schlagworte an Parolen aus jener unseligen Zeit, etwa an den Spruch „Du bist nichts – dein Volk ist alles“, und an die Verherrlichung jenes Fetischs „Rasse“, demgegenüber das Individuum nur als Gen-Träger eine Bedeutung hatte. Ja, die Parallelen reichen noch weiter ins Makabre. Wenn das einzig Wertvolle an einem Menschen seine Gene sind, verliert er selbst als deren „Verpackung“ jede Bedeutung und sogar jede Daseinsberechtigung, sobald er nicht mehr in der Lage ist, Gene weiterzugeben, also Kinder zu haben. Dann wäre also die Forderung eines angesehenen amerikanischen Arztes durchaus verständlich: gebt Patienten, die älter als 70 Jahre sind, keine Medikamente im Krankheitsfall, denn sie haben ja für den Fortbestand unserer Art keinerlei Bedeutung mehr! Wird hier – und weitere Beispiele ließen sich unschwer anfügen, man braucht etwa nur an gewisse Indikationen beim Schwangerschaftsabbruch zu denken – nicht bereits wieder „lebensunwertes Leben“ vom allein lebenswerten unterschieden, das sich durch Gesundheit und Fortpflanzungsfähigkeit als „kraftvoller“ und damit „besser“ auszeichnet?

Ebenbild Gottes – oder Zerrbild des Affen?

„Was ist der Mensch, daß Du seiner gedenkst – des Menschen Sohn, daß Dir an ihm liegt? Und doch hast Du ihn nur um ein Geringes unter die Engel gestellt, mit Ehr ihn gekrönt und mit Herrlichkeit!“ (Psalm 8,5–6). Mit diesen herrlichen Versen stellt uns König David das Menschenbild des Alten Testaments eindrucksvoll vor Augen. In der Genesis Mose heißt es sogar: „Und Gott schuf den Menschen als sein Bild. Als Gottes Bild schuf Er ihn“ (Gen. 1,27). So nahm also der Mensch, der, wie ebenfalls in Gen. 2,23 berichtet, allem Getier der Erde Namen gab, aber kein „Fleisch von

seinem Fleische“ darunter fand, von Anfang an eine Sonderstellung ein. Er war die unbestrittene „Krone der Schöpfung“ – bis ihn Darwins Evolutionstheorie dieser Würde beraubte, indem sie ihn zu einem Nachkommen äffischer Ahnen erniedrigte. Viel Licht würde auch auf die Herkunft des Menschen fallen, schrieb Darwin 1859 in seinem Hauptwerk, das die Entstehung aller Pflanzen- und Tierarten nicht durch göttliche Schöpfung, sondern auf „natürliche“ Art und Weise allein durch zufällige Erbänderungen und die Auslese im unerbittlichen Kampf ums Dasein erklärte¹).

In dem erst zwölf Jahre später erschienen Buch über „Die Abstammung des Menschen“ versuchte er diese Herkunft des einstigen Ebenbildes Gottes aus dem Tierreich zu begründen. Seitdem gilt für militante Darwinisten der Mensch bestenfalls noch als „ein Tier mit Verstand“ (K. Saller). Manche sind allerdings noch bescheidener und nennen ihn schlicht nur ein „Tier“ (Tinbergen, Morris). Der amerikanische Biologe G. Simpson hat denn auch durchaus folgerichtig den Menschen als „das Ergebnis eines nicht zweckbestimmten materialistischen Prozesses, der ihn nicht beabsichtigt hat“, bezeichnet. Mit anderen Zoologen ist er sich darüber einig, daß dieser Mensch keineswegs „geplant“, also keine „Zielgestalt der Schöpfung“ sei (H. Hass). Jacques Monod, bekannt geworden durch sein Buch „Zufall und Notwendigkeit“, nennt darin den Menschen einen „Zigeuner am Rande des Universums“ – was nichts anderes heißen soll, als daß dieses „Tier“ wie ein Zigeuner nicht weiß, woher es kommt, noch wohin sein Weg führt und daß es mitnichten Mittelpunkt, gar „Krone“ der Schöpfung ist, sondern ein recht nebensächliches, unwichtiges Produkt einer sinnlos-zufallsbedingten Evolution. Genau dies meinte auch J. Huxley, als er den Menschen ein fehlerhaftes, vielfach, „zusammengepfushtes Produkt stammesgeschichtlicher Improvisation“ nannte, das eine weitere Verbesserung dringend nötig habe²). Desmond Morris, durch sein Buch „Der nackte Affe“ bekannt gewordener englischer Zoologe, geht noch einen Schritt weiter, indem er behauptet: „Es gibt 193 Arten heute lebender Affen. Bei 192 ist der Körper mit Haar bedeckt; die einzige Ausnahme bildet ein nackter Affe, der sich selbst den Namen ‚Homo sapiens‘ gegeben hat“³). Durch eine solche rein zoologische „Definition“ wird der Mensch zum Zerrbild des Affen abgewertet, der als Schimpanse oder Gorilla immerhin eine „gesunde“ biologische Art repräsentiert. Ist der Mensch doch nach B. Grzimek nicht einmal das, sondern eine „fehlentwickelte Säugetierart“ (18. 2. 1984 im Fernsehen). Wie oberflächlich-äußerlich solche pars-pro-toto-Definitionen des Menschen wie die eines „Nacktaffen“ sind, zeigen die Ergebnisse einer subtilen wissenschaftlichen Untersuchung dieser angeblich „nackten“ Menschenhaut. Es ist in der Tat völlig falsch, hier im Vergleich zum Tierfell von einer Verlustmutation zu sprechen. Es handelt sich durchaus nicht um einfachen Haarausfall, sondern ganz im Gegenteil um einen

hochkomplizierten Komplex neuer Differenzierungen. Verglichen mit der Tierhaut ist diese „nackte“ Menschenhaut ein auffallend reich mit Sinnesorganen ausgestattetes Gebilde. Dementsprechend ist die Zahl der zum Gehirn hinziehenden Nerven vergrößert und ihr relativer Anteil an der „weißen Substanz“ des Halsmarks um ein Drittel größer als bei Affen. Dieses solcherart bereicherte Sinnesorgan des Menschen ist für die Kontakte eines „weltoffenen Wesens“ zu seiner Umwelt von unschätzbare Bedeutung (A. Portmann)!

Unzulässige Grenzüberschreitungen

Wäre dieses ärmliche zoologische „Menschenbild“ zutreffend, so ergäbe sich daraus nicht nur die Berechtigung, sondern sogar die Verpflichtung, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln sämtliche „Fehlentwicklungen“ auszumerzen und die so „dringend nötigen Verbesserungen“ anzustreben. Abgesehen von der entscheidenden Frage, wer denn darüber befinden soll, was hier unter „Verbesserung“ verstanden wird, wären damit erneut alle apokalyptischen Visionen einer „Menschenzüchtung“ heraufbeschworen, einer Eugenik, die im Zeitalter möglicher Genmanipulationen geradezu grauenhafte Perspektiven eröffnet. Hat doch schon 1962 Sir Haldane die Hoffnung geäußert, daß es einmal gelingen könnte, durch entsprechende Manipulation an Menschenkeimen beinlose Krüppel heranzuzüchten, die dank einer Implantation von Affengenen Greifschwänze besitzen. Solcherart „ausgerüstet“ seien sie die idealen Astronauten, bestens an längere Aufenthalte in engen Weltraumkapseln „angepaßt“! Wenn der Mensch tatsächlich nur ein „Fehlschlag der Natur“ (Löbsack) ist, nichts als ein „Tier“, dann kann es freilich keinerlei moralische Hemmungen geben, wenn es um die Frage einer willkürlichen Veränderung seines Erbgutes geht, um die „Ausmerzungen“ unerwünschter Eigenschaften, die Tötung von Embryonen, um den Handel und das Experimentieren mit lebenden Menschenföten, die „Retortenzüchtung“ mit ausgesuchtem Spendersperma oder gar um das „Cloning“, das Heranzüchten von Menschenduplikaten aus Kernen von Körperzellen in „Leihmüttern“.

Tatsächlich jedoch handelt es sich bei all diesen Fehldefinitionen des Menschen um unerlaubte methodische Grenzüberschreitungen, die zu einem biologistisch verkürzten Menschenbild führen (G. Siegmund). Die Naturwissenschaft wäre absolut überfordert mit der Aufgabe, ein vollständiges „Menschenbild“ zu liefern. Durch ihre kausalanalytische Methode können alle ihre Aussagen lediglich quantitativer Natur sein: sie erfaßt nur, was sich zählen und messen läßt! Was sich nicht in Maß und Zahl ausdrücken läßt, alles Qualitative mithin, entgleitet ihr, so hat es ein Naturwissenschaftler einmal treffend beschrieben, wie das Wasser dem

Sieb! Es ist ebenso unmöglich, das spezifisch Menschliche zu messen, wie man andere Qualitäten – etwa Freundschaft oder Liebe – in Kilogramm oder Zentimetern wägen und messen kann. Dieses spezifisch Menschliche, die „eigentliche Natur des Menschen“ (Gehlen, Eibl-Eibesfeldt) ist seine Kultur im umfassendsten Sinne. Seine Geschichte, seine Kunst, Religion, Moral, Philosophie und Wissenschaft kann man nun einmal nicht quantifizieren. Infolgedessen ist es absolut unmöglich, eine rein naturwissenschaftliche Definition des Menschen zu geben, denn die Zoologie ist ja wiederum lediglich eine Teildisziplin der Naturwissenschaft. Dessenungeachtet wird, wie nicht allein die zitierten Beispiele zeigen, die Anthropologie immer wieder zum „letzten Kapitel der Zoologie“ gemacht (A. Portmann). Das Gefährliche und Irreführende an derartigen Grenz- und Kompetenzüberschreitungen sind die Halbwahrheiten, die sie enthalten und die dazu verleiten, die *ganze* Aussage für wahr und zutreffend zu halten. Es stimmt durchaus, daß der Mensch weniger behaart ist als beispielsweise ein Schimpanse (obwohl lediglich Fußsohlen und Handinnenflächen völlig haarlos sind!) – aber deshalb ist er ebensowenig ein „nackter Affe“ wie etwa ein durch ekzembedingten Haarausfall fellos gewordener Schimpanse plötzlich ein Mensch wäre!

Die Entstehung des Menschen – ein historisches Ereignis

Vor noch nicht 40 Jahren konnte ein führender deutscher Anthropologe behaupten, der entwicklungsgeschichtliche Werdegang des Menschen läge „in großartiger Klarheit“ vor uns. Nach der damals anerkannten „Drei-Stufen-Theorie“ sollte sich der Mensch gewissermaßen in drei gewaltigen Schritten über drei „Stufen“ bis zu seinem heutigen Erscheinungsbild entwickelt haben. Der erste dieser Schritte führte vom äffischen Urahn zur Stufe des Homo erectus (Pithekanthropus von Java, Sinanthropus von China, Homo heidelbergensis von Deutschland), der zweite zum viel jüngeren Neandertaler und der dritte, letzte Schritt schließlich auf die Stufe des Homo sapiens der Gegenwart. Zukünftige weitere Fossilfunde, so war man voller Optimismus fest überzeugt, würden die immer noch vorhandenen Lücken in dieser Abstammungsreihe schließen und die letzten Zweifel an der Theorie beseitigen. Genau das Gegenteil war jedoch der Fall.

Von einer „großartigen Klarheit“ kann heute, nachdem unerwartet viel neues Fundmaterial zutage gefördert wurde, gar keine Rede mehr sein. Im Gegenteil: das Bild dieses „Werdeganges“ verwirrte sich zusehends, zumal seine Anfänge immer weiter in die Vergangenheit, ins Tertiär zurückdatiert werden mußten (nach Meinung einiger Anthropologen um ca. 30 Mio. Jahre!). Dadurch erhöhen sich begrifflicherweise auch die Schwierigkeiten, Knochenfunde als schon menschlichen, vormenschlichen

oder noch rein tierischen Ursprungs zu identifizieren. Die Stammbaumdarstellungen sind dementsprechend bescheidener geworden. Die in die Vergangenheit des Menschen führenden, „Zweige“ darstellenden Linien gehen schon bald in hypothetische Punktreihen über: man weiß nichts Genaues über ihren Verlauf und kennt noch weniger die Stelle, an der sie vom „Stamm“ abzweigen.

Daß naturwissenschaftliche Forschung „großartige Klarheit“ über die Entstehung des Menschen als neue Art gewinnt, also irgendwann einmal Beweise für die theoretisch geforderten Schritte seiner Evolution sowie deren Ursprung liefern kann, ist – wiederum aus wissenschaftsmethodischen Gründen – grundsätzlich nicht möglich. Es handelt sich hierbei ja um ein historisches, nicht im Experiment wiederholbares Ereignis. Naturwissenschaftlich beweisbar aber ist nun einmal ausschließlich das, was sich jederzeit experimentell überprüfen läßt (M. Thürkau). Mehr noch: da die Naturgesetze, auf denen die Arbeit des Naturforschers beruht, statistische Regeln sind (W. Heitler), lassen sie sich auf ein geschichtliches Einzereignis wie die Entstehung einer neuen Art nicht anwenden. Die Naturwissenschaft wäre damit ebenso hoffnungslos überfordert wie eine Versicherung, die aufgrund ihrer Statistik zwar recht genaue Angaben über die Zahl der in einem bestimmten Zeitabschnitt zu erwartenden Verkehrsunfälle machen kann, niemals jedoch dem einzelnen Versicherten voraussagen vermag, ob oder gar wann er an einem dieser Unfälle beteiligt ist! Alle rein naturwissenschaftlichen Aussagen über Entstehung und Entwicklung des Menschen sind also hypothetisch und können prinzipiell nicht bewiesen werden. Allein aus diesem Grund ist es also gar nicht möglich, die Evolution des Menschen aus dem Tierreich gegen den biblischen Bericht von seiner Erschaffung auszuspielen. Doch ganz hiervon abgesehen: der biblische Autor wollte ja auch keineswegs eine „naturhistorische“ Aussage über die Entstehung des Menschen machen, nicht erklären *wie* der Mensch wurde, sondern mit den von ihm gebrauchten Bildern und Vorstellungen auf eine den Menschen seiner Zeit verständliche Art und Weise sagen, *was* der Mensch ist: Gottes Geschöpf und Ebenbild!

Der Mensch – das handelnde Wesen

Dennoch kann auch der Zoologe aus seiner Sicht und mit seinen Forschungsmethoden ohne unerlaubte Grenzüberschreitungen bereits zu Erkenntnissen über den Menschen gelangen, die ihn deutlich vom Tier, selbst vom am höchsten entwickelten Affen, abheben und seine Sonderstellung gerade schon im rein vitalen Bereich kennzeichnen. Es sind jedoch keineswegs etwa nur die durch den aufrechten Gang auf zwei Beinen sowie jene den völlig neuen, weit höheren Leistungen des Zentral-

nervensystems entsprechenden tiefgreifenden anatomischen Unterschiede, die schon „zoologisch“ eine Sonderstellung des Menschen markieren. Wie der Anthropologe Arnold Gehlen feststellt, muß ja ein körperlich derart unspezialisiertes, nicht wie das Tier instinkt- und umweltgebundenes, ein so „weltoffenes“ Wesen wie der Mensch bereits auf seiner „vitalen Basis“ entscheidungsfrei sein, um überleben zu können. Ein außerordentlich komplizierter Aufbau von ganz spezifischen Leistungen, so urteilt er, ist erforderlich, damit ein Lebewesen von gerade *dieser* leiblichen Beschaffenheit – also z. B. ohne natürliche „Waffen“, ohne ausreichend vor Temperaturschwankungen schützende Behaarung und ohne eine genügende, in jeder Situation das richtige Verhalten erzwingende Instinktsicherung – „morgen und nächste Woche und nächstes Jahr noch leben kann“⁴). Zu diesen Leistungen gehören das Denken, die Sprache, die reiche Phantasie und die Erfindergabe des Menschen, der ja die Natur verändern und sich anpassen muß, indem er entsprechend planvoll und zielstrebig handelt.

So wird also gerade die Unerläßlichkeit des ständigen Handelns zum Charakteristikum des Menschen, der als Art das einzige Lebewesen ist, das nicht an eine spezifische Umwelt angepaßt und dadurch an sie gebunden ist (I. Schwidetzky), sondern sich aktiv allen Umwelten anpassen kann – ob jenseits des Polarkreises oder aber unter dem Äquator. Alle diese besonderen Leistungen, so meint Gehlen, sind bereits im vitalen Bereich, also in der „Biologie“ des Menschen, eben seinen einmaligen anatomischen wie physiologischen Eigenschaften „vorberücksichtigt“. Alle Merkmale des Menschen, von seinem aufrechten Gang bis hin zu seiner Moral bilden ein System, in dem sie einander gegenseitig voraussetzen! So ist nach Gehlen u. a. auch seine enorme Lernfähigkeit „eingepflanzt“ in die biologische Entwicklung des Menschen – gewissermaßen als Ausgleich auch für seine verkümmerten Instinkte. Es ist ihm dadurch, daß ihm ererbte Verhaltensprogramme weitgehend mangeln und andererseits sein Nervensystem ungleich höher differenziert ist als bei irgendeinem Tier, die einmalige Chance gegeben, als Lernender jene Kultur zu übernehmen, ohne die er nicht existieren kann und die dadurch seine eigentliche „Natur“ darstellt.

Das Menschenbaby als „sekundärer Nesthocker“

Auch der bekannte Baseler Zoologe und Anthropologe Adolf Portmann kam aufgrund seiner jahrelangen Forschungen zu dem Ergebnis, daß alle Phasen der menschlichen Entwicklung schon in ihren rein biologischen, also legitim von der Naturwissenschaft mit ihren Methoden erfaßbaren Faktoren auf „die Notwendigkeit eines Daseins mit Kultur“ abgestimmt sind⁵). Es fiel ihm auf, daß der Geburtszustand des Menschen eine

eigenartige Variante darstellt, zu der es bei den höheren Tieren nirgends, nicht einmal bei Menschenaffen, eine Parallele gibt. Schon der Ornithologe Oskar Heinroth unterschied bei den Vögeln zwischen Nesthockern und Nestflüchtern. Nesthocker sind beispielsweise junge Schwalben, Finken oder auch Sperlinge, die noch „blind“ und ohne wärmeisolierendes Federkleid aus dem Ei schlüpfen und infolgedessen hilflos im Nest verbleibend auf die Pflege durch die Elternvögel angewiesen sind. Nestflüchter dagegen schlüpfen, wie z. B. unsere Hühner, Enten oder Gänse, bereits in einem relativ „fertigen“ Entwicklungszustand aus dem Ei. Ihre Augen sind geöffnet und sie besitzen auch schon ein wärmendes Federkleid. So können sie das Nest sofort verlassen und ihrer Mutter zur selbständigen Nahrungsaufnahme folgen.

Man hat diese Einteilung, obgleich es dort meist gar kein „Nest“ gibt, auf die Säugetiere übertragen. Auch bei ihnen kann man je nach dem Reifegrad, den sie bei ihrer Geburt repräsentieren, primitivere Nesthocker und höherentwickelte Nestflüchter unterscheiden. Die ausgesprochenen „Nesthocker“ unter ihnen, z. B. Insektenfresser wie Spitzmäuse, Igel und Maulwürfe sowie viele Nagetiere wie Mäuse oder Ratten werden, den nesthockenden Vögeln vergleichbar, in einem sehr hilflosen, unselbständigen Zustand geboren, mit verschlossenen Sinnesorganen und nackter Haut, also noch ohne eine selbständige Regulation ihrer Körpertemperatur. Ihre Körperproportionen, z. B. das Größenverhältnis von Kopf und Rumpf, entsprechen noch lange nicht denen ihrer Eltern. Sie müssen von ihren Eltern gewärmt und mit Nahrung versorgt werden, bis sie schließlich nach einer von Art zu Art unterschiedlich langen Zeit selbständig geworden sind. Die „Nestflüchter“ dagegen kommen, wie unsere Huftiere, die allein schon wegen ihres leistungsfähigeren Nervensystems als „höhere“ Säugetiere eingestuft werden, bereits in einem recht selbständigen Zustand zur Welt: mit geöffneten Sinnesorganen, einem wärmeisolierenden Fell und sozusagen als verkleinerte Abbilder ihrer Eltern mit nahezu gleichen Körperproportionen laufen sie schon nach wenigen Stunden hinter ihrer Mutter her. Verständlicherweise ist bei ihnen die Tragzeit länger als bei ausgesprochenen Nesthockern, die Zahl ihrer Jungen pro Wurf geringer.

Überraschenderweise scheint nun das neugeborene Menschenkind eher den hilflosen Status des Nesthockers zu repräsentieren als den des selbständigeren Nestflüchters, obwohl man doch eigentlich, der Gipfelstellung des Menschen im „natürlichen System“ entsprechend, erwarten müßte, daß er der ausgeprägteste Nestflüchter überhaupt ist! In auffallendem Gegensatz zum echten Nesthocker wird das Menschenbaby jedoch mit offenen Sinnesorganen geboren und nimmt schon bald regen Anteil an dem Geschehen in seiner Umgebung. So erweist sich der Mensch in Wirklichkeit als ein zu früh geborener Nestflüchter, als ein „sekundärer Nesthocker“ oder, wie Portmann das menschliche Baby deshalb auch

nennt, als eine „physiologische Frühgeburt“. Physiologisch steht hier für normal oder biologisch gesund.

Die Bedeutung dieser spezifisch menschlichen Variante des Geburtszustandes ist leicht einzusehen. Die bereits in ihren Frühstadien unverwechselbar menschliche Embryonalentwicklung wird ja völlig durch die Ausbildung des „einzigartigen Führungsorganes Menschenhirn“ (Portmann) determiniert. Da dieses menschliche Gehirn, verglichen mit dem eines Menschenaffen, die dreifache Masse besitzt, muß zu seinem Aufbau und zu seiner Erhaltung auch eine entsprechende Leibesmasse organisiert werden, so daß also auch die Stoffwechselforgänge dieser Keimesentwicklung, wie Portmann sagt, in die Sonderart des Humanen eingegliedert sind. Der mütterliche Organismus, insbesondere der enge knöcherne Geburtskanal, würde allein schon aus diesem Grund die spätere Geburt in einem fortgeschritteneren Entwicklungsstadium gar nicht mehr erlauben. Wäre doch dieses Entwicklungsstadium eines echten Nestflüchters erst rund ein Jahr später erreicht, also nach einer Schwangerschaftsdauer von 21 Monaten, wenn das Menschenkind stehen und laufen kann!

Chancenwesen – statt „Mängelwesen“

So wird also das Neugeborene bereits zu einer Zeit den „erziehenden“ Einflüssen seiner spezifisch menschlichen Umwelt ausgesetzt und durch ihre reichhaltigen Kontakte stimuliert, die das Säugetierjunge noch in der dunklen, dumpfen Geborgenheit des mütterlichen Körpers verbringt. Portmann spricht vom „extrauterinen Frühjahr“ des Menschenbabys: während dieser, wie wir heute wissen, entscheidenden Phase seiner Reifung erhält es prägende Eindrücke aus der sozialen Umwelt, dem „sozialen Uterus“. Mehr noch: die mannigfaltigen frühkindlichen Sinneseindrücke sind für die späteren Funktionen des Menschenhirns von größter Bedeutung, da sie die Verknüpfung und Bahnung von Nervenverbindungen beeinflussen und fördern. Ohne diese Reize könnten auch rein anatomisch gesehen die Voraussetzungen späterer geistiger Aktivitäten nicht geschaffen werden. Die „Unfertigkeit“ des Neugeborenen erweist sich dadurch gerade nicht als etwas Negatives, sondern als einmalige, spezifisch menschliche Chance, als Voraussetzung und „biologische Basis“ seines Person-Seins (Schwidetzky). Der Mensch ist keineswegs, wie Herder noch meinte, im Vergleich zum Tier ein „Mängelwesen“, sondern seine vermeintlichen biologischen Mängel befreien ihn sowohl vom instinktiven Zwang, sich vorwiegend oder gar ausschließlich „programmiert“ zu verhalten, als auch von der engen Bindung an eine bestimmte Lebensweise in einer festgelegten Umwelt. Nur dank dieser „biologischen Mängel“ ist der Mensch das lernende Wesen, dessen Lernfähigkeit nach Gehlen bereits in seine biologische Entwicklung „inge-

plant“ ist. Dadurch aber wird er zum einzigen sein Leben in Freiheit gestaltenden „weltoffenen“ Geschöpf, zum einzigen Lebewesen mit Geschichte (Portmann). Sein Geist „kompensiert“ nicht nur die vermeintlichen „Mängel“ durch allerlei Erfindungen vom Faustkeil bis zum Flugzeug (Gehlen) – er schafft darüber hinaus eine Kultur, deren historische Entwicklung von gänzlich anderen Faktoren bestimmt wird, als dies bei der biologischen Evolution der Fall war.

Daß der Mensch „biologisch“ zum Kulturwesen „vorprogrammiert“ ist, wird jedoch nicht nur aus den Besonderheiten seines Geburtszustandes und des „extrauterinen Frühjahres“ ersichtlich. Auch seine weitere Entwicklung verläuft, anders als beim Menschenaffen, in einer spezifisch menschlichen Art und Weise. Beim Gorilla beispielsweise wachsen nach der Geburt Gewicht und Größe kontinuierlich, so daß seine Entwicklungskurve stetig bis zum Erreichen der Geschlechtsreife ansteigt, um dann parallel zur Abszisse (der waagerechten X-Achse, auf der die Entwicklungszeit in Jahren angegeben ist) zu verlaufen und durch einen jähen Absturz mit dem Tod des Tieres zu enden. Beim Menschen dagegen steigt diese Kurve zuerst, im „extrauterinen Frühjahr“ der hier stark beschleunigten Entwicklung entsprechend, auffallend steil an, um dann ebenso auffallend wieder flacher bis zur viel später als beim Affen eintretenden Pubertät zu verlaufen. Dann jedoch steigt sie während des „Pubertäts-Wachstumsschubes“ abermals steil an. Wo also beim Tier die Entwicklung endet, erhält sie beim Menschen völlig unerwartet neue Impulse. Gewiß gibt es auch bei der Lebenskurve des Menschen den vergreisungsbedingten Abfall zum Tod hin, daneben jedoch auch das ständige, wenn auch nicht mehr so steile Ansteigen bis ins hohe Alter. Der Mensch ist nie „fertig“, immer bleibt er ein Lernender und Reifender. Es gibt zahlreiche bekannte Beispiele dafür, daß bedeutende Künstler oder Literaten ihre besten Werke erst im Greisenalter schufen. So war beispielsweise Tizian bereits weit über 80 Jahre, als er seine schönsten Bilder malte, und erreichte mit mehr als neunzig Jahren seinen künstlerischen Höhepunkt.

Der außergewöhnlich langen vorpubertären Latenzzeit, dieser eigentlichen „Lernperiode“, während der dem Kind die Chance gewährt ist, allmählich in all das „hineinzuwachsen“ und in sich aufzunehmen, was der Mensch als Kulturwesen benötigt, entspricht wiederum auf biologischer Seite das relativ frühe Erlöschen der mütterlichen Keimdrüsenfunktionen. Die Kinder müssen ja großgezogen werden, wie I. Schwidetzky bemerkt, wobei sie einer extrem langen Betreuung und Fürsorge bedürfen, bis sie endlich völlig selbständig geworden sind. Auch diese Notwendigkeit – man erinnere sich nur der immensen Bedeutung der sogenannten „Nestwärme“ für die auch physiologisch gesunde Entwicklung des Kindes – scheint also „biologisch vorberücksichtigt“ zu sein. So erscheint denn auch aus der Perspektive dieser entscheidenden biologischen Zusammen-

hänge die dauerhafte Ehe seiner Eltern nicht nur als eine beliebig zu verändernde gesellschaftliche Institution, sondern als die natürliche Voraussetzung einer gesunden Entwicklung des Menschenkindes.

Ein „neuer Entwurf“ der Natur

Der so markant unterschiedliche Verlauf der „Lebenskurven“ von Affe und Mensch bestätigt erneut, daß dieser Mensch keineswegs ein ergänzter, „in Eile etwas verbesserter Menschenaffe“ ist. Nach der alten Schichtentheorie definierte man ihn als den gewissermaßen über sich hinausgewachsenen, den um eine oberste „Schicht“ – die des Geistes – erweiterten Affen, als den „Affen und etwas dazu“. Nur diese oberste Schicht mache das eigentlich „Menschliche“, das Humanum aus, während alles andere immer noch tierhaft geblieben sei. Interessanterweise läßt sich aber gerade an unserem „Führungsorgan“ Gehirn zeigen, daß es kein lediglich um neue Rindenareale erweitertes Affengehirn darstellt. Nach Laubenthal entspricht seine „unheimliche Differenziertheit“ mit einer Feinstaufteilung in der Rinde sowie größeren Zusammenfassungen in tiefer gelegenen Hirnpartien mit der „grandiosen Durchwebung aller Organteile“ des Gehirns durch eine Vielzahl von Nervenbahnen in keiner Weise dem Wesen eines stockwerkartigen Aufbaus⁶). Gehlen hat recht: jeder eigentlich anthropologische Gedankengang wird durch diese primitive Sicht vom Tier her „verschüttet“, weil diese nicht-spezifische Betrachtungsweise zwangsläufig jeden „Sonderentwurf“ schon im Grundsätzlichen verfehlt. Der Mensch ist mitnichten das weiterentwickelte, ergänzte Tier, sondern bereits in seinem „Bios“ ein einmaliger, von Grund auf „neuer Entwurf“ der Schöpfung.

Sprache und Tradition – Vorstufen beim Tier?

Ist der Mensch nur ein „ergänzter“ Affe, so kann es zwischen beiden keine unüberbrückbare Kluft geben und alle Unterschiede wären lediglich gradueller, nicht jedoch prinzipieller Art. Auch echte Sprache und Tradition, die als spezifisch menschliche Leistungen gelten, müßten sich dann zumindest in Anfängen bei Tieren nachweisen lassen.

Alle Versuche jedoch, Schimpansen wenigstens ein paar Worte beizubringen, scheiterten allein schon daran, daß den Tieren nicht nur die Sprachzentren im Gehirn, sondern ebenso alle anderen anatomischen Voraussetzungen fehlen. Sie sind nicht fähig, Worte zu bilden – darin ist ihnen jeder Wellensittich weit überlegen! Daher versuchte man, Schimpansen wenigstens eine Zeichensprache und die Verwendung vorgegebener Symbole – z. B. eines Dreiecks für eine bestimmte Frucht – beizubringen. Nach

mühsamen, langwierigen Experimenten brachten es Schimpansenweibchen (Sarah, Washoe) endlich fertig, sich durch derartige Symbole (über 100!) mit ihrer Pflegerin zu „unterhalten“. Allerdings: es ging immer nur ums Fressen, Trinken, Gekrautwerden, Herumtollen, Baden etc. – also ausschließlich elementar-vitale Bedürfnisse, die befriedigt sein wollten. Irgendwelche „höheren Interessen“ kamen in keinem Fall irgendwie zum Ausdruck.

Zwischen dieser dürftigen, mit viel Geduld vom Menschen adressierten, also nicht einmal in ihren primitivsten Anfängen selbst entwickelten Kommunikationsmöglichkeit und einer echten, geisterzeugten Sprache besteht mehr als nur ein gradueller Unterschied. Echte Sprache ist eben, so hat es F. J. J. Buytendijk einmal treffend formuliert, gerade die Manifestation einer von der des Tieres unterschiedlichen Seinsweise! Die Sprache hat keinen Ursprung – sie *ist* ein Ur-Sprung! Simpson nannte deshalb gerade die Fähigkeit zum Sprechen „das in seiner Einmaligkeit am wenigsten geschmälerte und in seiner diagnostischen Aussagekraft vollständigste Charakteristikum“ des Homo sapiens!

Ähnlich verhält es sich mit der Tradition. Versteht man unter Tradition lediglich „Nachahmung“, reduziert man also den Begriff auf nur eine seiner Voraussetzungen (und die meisten Irrtümer in der Beurteilung angeblicher höherer Leistungen bei Tieren beruhen auf einer mangelhaften Definition der dabei verwendeten Begriffe!) – dann kennen die Affen der japanischen Insel Koshima zweifellos „Tradition“. Ein weibliches Tier hatte zufällig entdeckt, daß sich Süßkartoffeln durch Schwenken in Wasser leichter reinigen lassen als durch Reiben zwischen den Händen. Die neue Kunst fand alsbald Nachahmung und wurde, zuerst durch die eigenen Jungen dieses Weibchens, auch von der nächsten Generation übernommen. Sogar von Vögeln (Meisen von London!) wurde ein ganz entsprechendes Verhalten bekannt. Definiert man allerdings Tradition richtig, d.h. also als eine bewußte, gezielte Weitergabe des geistigen Besitzes und der geistig-kulturellen Werte eines Volkes unter stetiger Bereicherung und Vervollkommnung an die nachfolgenden Generationen, so ist völlig klar, daß davon bei Tieren, selbst bei Menschenaffen, überhaupt keine Rede sein kann. Was ihnen möglich ist, Nachahmung, verhält sich zu echter Tradition, die allein der Mensch kennt, wie die Farben eines Malkastens zu einem Gemälde: es handelt sich dabei lediglich um eine unerläßliche Voraussetzung, keineswegs aber etwa um eine noch unvollkommene „Vorstufe“.

Mensch von Anbeginn

Wäre der Mensch nur ein „prolongierter Affe“ (Haeckel), der erst durch die spezifische Ausbildung seines Gehirns zum Vollmenschen wird, so

dürfte man einen menschlichen Embryo – zumindest in den Anfangsstadien seiner Entwicklung – guten Gewissens töten. Befürworter des Schwangerschaftsabbruchs berufen sich denn auch auf das sog. „Biogenetische Grundgesetz“ Haeckels, das besagt: die Keimesentwicklung stellt eine abgekürzte Wiederholung der Stammesentwicklung im Mutterleib dar – vom Einzeller, der befruchteten Eizelle, bis hin zum Menschen. Als „Beweis“ für das Durchlaufen eines Fisch-Stadiums gelten dabei die vermeintlichen „Kiemenspalten“, die auch beim menschlichen Embryo während einer bestimmten Phase seiner Entwicklung auftreten, während das „Säugetierstadium“ durch den „Schwanz“ des Embryo repräsentiert wird. Beide Bildungen besitzen jedoch lediglich eine vage äußere Ähnlichkeit mit Kiemen und echten Schwänzen und beruhen auf der Biodynamik der Entwicklungsprozesse (E. Blechschmidt). So handelt es sich bei den angeblichen „Kiemen“ um Bildungen, die zum allgemeinen Bauplan des Wirbeltieres gehören und aus denen bei Säugetier und Mensch Organe wie Zungenbein, Nebenschilddrüsen, Gaumenmandeln und Thyreusdrüse hervorgehen. Es handelt sich also niemals um Atmungsorgane, wie wir sie von Fischen kennen. Ähnliches gilt für den vermeintlichen „Affenschwanz“ des menschlichen Embryo. Nach dem Biogenetischen Grundgesetz werden „rudimentäre Organe“ wie z. B. unser Blinddarmwurmfortsatz als Überreste funktionstüchtiger Organe stammesgeschichtlicher Ahnen gedeutet. Sie erwiesen sich jedoch keineswegs alle als funktionslos und können, wie das Beispiel der verkümmerten Brustdrüsen und -warzen des Mannes zeigt, nicht als Überreste ehemals funktionstüchtiger Ahnen-Organe verstanden werden. Haeckel selbst mußte schon zugeben, daß sein „Gesetz“ auffallend viele Ausnahmen beinhalte – wodurch es freilich nicht mehr als „Naturgesetz“ gelten kann. So ist z. B. die Reihenfolge, in der sich die Ausbildung bestimmter Organe oder Organsysteme vollzieht, oft gerade umgekehrt. Die Zähne erscheinen in der Stammesgeschichte (Haie) lange vor der Zunge (Lurche), während sich die Zunge in der Embryonalentwicklung des Menschen lange vor den Zähnen ausbildet. Auch echte Herzen treten im Verlaufe der Stammesgeschichte erst lange nach der Ausbildung geschlossener Blutkreislaufsysteme (Regenwurm!) auf, ebenso wie Gehirne erst lange nach peripheren Nervennetzen (Polypen!). In der Embryonalentwicklung jedoch entstehen Herz und Zentralnervensystem früher als die peripheren Blutgefäße und Nervenstränge. Erich Blechschmidt hat denn auch das „Biogenetische Grundgesetz“ nach vierzigjährigem Studium der menschlichen Embryonalentwicklung als „einen der beachtlichsten Irrtümer der Biologie“ bezeichnet⁷⁾.

Entscheidende Einwände gegen Haeckels „Gesetz“ kommen auch von der Genetik. Das befruchtete menschliche Ei ist kein „Einzeller“ wie etwa die Amöbe, denn es birgt in seinem Zellkern ein menschliches Genom (Erbsubstanz). Seine 46 spezifisch menschlichen Chromosomen verdrop-

pein sich bei jeder Zellteilung, so daß keine einzige Zelle während dieser Embryonalentwicklung zu irgendeiner Zeit – etwa während des angeblichen „Fischstadiums“ – etwas anderes ist als eine unverwechselbare Menschenzelle. Die menschliche Embryonalentwicklung kann allein deshalb schon keine abgekürzte Wiederholung der Stammesentwicklung sein, weil die Länge der DNS-Molekülkette (Desoxiribonukleinsäure: Erbsubstanz) im Verlauf dieser „Phylogenese“ vom Einzeller bis zum Säugetier ständig zugenommen hat: bis zum Tausendfachen! Bei einem Bakterium ist dieses chemische Erbinformations-Molekül ca. 1 mm lang, bei einem Säugetier dagegen 1 m! Während der Embryonalentwicklung jedoch erfolgt keinerlei Verlängerung oder sonstige Veränderung der DNS – sie ist in der Eizelle genau die gleiche wie in jeder der insgesamt 10^{14} Zellen eines erwachsenen Menschen. Der Mensch *wird* nicht Mensch im Verlaufe seiner Embryonalentwicklung – er *ist* Mensch von Anfang an⁸).

Religion – Artmerkmal des Homo sapiens

Interessanterweise war es Darwin selbst, der schon 1859 im Besitz eines Gewissens den entscheidenden Unterschied zwischen Mensch und „niedrigerem Tier“ erkannte. Gewissen kann nur besitzen, wer nicht wie das Kleinkind und das Tier lediglich in der Gegenwart lebt, sondern ebenso um Vergangenheit und Zukunft weiß, also die Folgen seiner Handlungen abschätzen kann und nach seiner Herkunft und Zukunft, seinem Schicksal und nach dem Tod fragt. Tiere haben kein Verhältnis zum Tod. Auch Menschenaffen bestatten ihre toten Artgenossen nicht. Der Mensch jedoch schien sich von Anfang an nicht damit abzufinden, daß der Tod Ende seiner Existenz ist. Schon die Fundumstände beim Homo erectus erlauben den Schluß, daß dem Kopf als „Sitz des Geistes“ eine Sonderstellung zuerkannt wurde (Schädelbestattungen, Unterkiefer-Amulette). Auch der Kult-Kannibalismus (H. erectus, Neandertaler) weist auf den Glauben an eine Übertragbarkeit geistiger Kräfte hin, ebenso später beim Cro Magnon-Menschen die Jagd- und Fruchtbarkeitsmagie (Höhlenkunst). Schon beim Neandertaler verraten die Bestattungsriten (Grabbeigaben) den Glauben an ein Weiterleben. Die Spuren von Bärenopfern beweisen, daß schon dieser Urmensch an einen „Herrn der Tiere“ glaubte. Sie bestätigen, was Schelling lange vor ihrer Entdeckung schrieb: der Monotheismus der Frühzeit ist ein „Monotheismus der menschlichen Natur“. Hundert Jahre später nannte A. Carrel die christliche Moral eine Voraussetzung für den Fortbestand unserer Art⁹) und A. Hardy geht noch weiter: „Ohne Religion ... ist das Werden des Homo sapiens, streng biologisch gesehen, nicht denkbar“¹⁰).

So ist die Rückbindung an eine höhere Macht, die re-ligio, selbst im weitesten Sinne, sicher das ausschließliche Artmerkmal des Menschen,

dem eine arterhaltende und damit auch biologisch entscheidende Bedeutung zukommt.

Nicht Tier – nicht Engel!

Die biologische Anthropologie vermag mit ihren Forschungsmethoden, aus ihrer begrenzten Perspektive, kein umfassendes „Menschenbild“ zu entwerfen. Sie kann immer nur Teilaspekte aufzeigen und muß daher, wie Portmann feststellt, „grundlegend dienend sein“¹¹⁾. Naturwissenschaftliche Anthropologie ist, in seinem Sinne, nur als „Basale Anthropologie“ möglich – als Grundlage einer erweiternden, den ganzen Menschen als Leib-Seele-Einheit erfassenden philosophisch-theologischen Anthropologie. Doch allein schon aus ihrer Sicht erweist sich der Mensch gerade *nicht* als ein „Tier“: er nimmt eine auch „zoologisch“ erkennbare Sonderstellung ein.

So ist also der Mensch das Wesen der Mitte, der „Mediokosmos“ der zwischen „Tier und Engel“ (Pascal) jenen Platz einnimmt, auf den ihn der alttestamentliche Psalmist von Anbeginn an gestellt sah!

Anmerkungen

- 1) Kuhn, W., Darwins Evolutionstheorie – Eine bleibende Herausforderung, Reihe „Kirche und Gesellschaft“ Nr. 116, Köln 1985.
- 2) Huxley, J., Ich sehe den künftigen Menschen, München 1965/253.
- 3) Morris, D., Der nackte Affe, München–Zürich 1968/12.
- 4) Gehlen, A., Der Mensch – Seine Natur und seine Stellung in der Welt, Bonn 1958/210.
- 5) Portmann, A., Biologie und Geist, Freiburg 1963/270.
- 6) Laubenthal, F., Hirn und Seele, in: Geist und Leib in der menschlichen Existenz, Freiburg 1961.
- 7) Blechschmidt, E., Das pränatale Verhalten des Menschen, in: Aspekte der Personalisation, Freiburg–München o. J./11.
- 8) Vollmert, B., Polykondensation in Natur und Technik, Karlsruhe 1983/20–21.
- 9) Carrel, A., Tagebuch eines Lebens, München 1957.
- 10) Hardy, A., Der Mensch – das betende Tier, Stuttgart 1979.
- 11) Portmann, A., Entläßt die Natur den Menschen?, München 1970/154–155.

Weitere Literatur

Kuhn, W., Noch kein „richtiger Mensch“? – Der § 218 und das Biogenetische Grundgesetz, in: *ibw-Journal* 7, 1984.

Ders., Der Beitrag der Biologischen Anthropologie zu einem vertieften Personverständnis, in: *Das Personverständnis in der Pädagogik und ihren Nachbarwissenschaften*, Münster 1966.

Illies, J., *Schöpfung oder Evolution?*, Zürich 1979.

Ders., *Biologie und Menschenbild*, Freiburg 1975.

Zur Person des Verfassers

Dr. rer. nat. Wolfgang Kuhn, Professor an der Universität des Saarlandes (Biologie).